

Inklusion

Oder: Von der Sehnsucht nach Teilhabe und vom Protest gegen Ausgrenzung

Mainz, den 6. November 2013

I

So oft habe ich diese Geschichte wiedergegeben, so sehr passt sie hierher: Der türkische Schriftsteller Orhan Pamuk erzählt in einer Parabel von dem Mann, der durch die Straßen einer Stadt zieht und zufällig eine Tür sieht – mit der Aufschrift „Eintritt verboten“. Der Mann wird wütend, weil er sich fragt, warum eine Tür verschlossen ist, die zum Durchgehen gedacht ist, warum der Eintritt verboten ist. Dem Mann wird bewusst, dass er draussen ist und dass durch dieses Schild die Welt gewissenmaßen zweigeteilt ist. Die einen dürfen rein, die anderen nicht.

Orhan Pamuks Bild spiegelt das Lebensgefühl vieler Menschen, denen wir in der Diakonie begegnen. Sie suchen den Schlüssel zur Lösung ihrer Probleme – bislang vergeblich. Sie haben nicht selten Hoffnung, Selbstvertrauen und Selbstachtung verloren. Manche sind immun geworden gegenüber der Ausgrenzung, die sie erfahren. Dennoch – die Verzweiflung und die Resignation können uns nicht gleichgültig sein.

Inklusion ist also ein Hoffnungswort, ein Aufbruch- und Aufstehwort gegen Lähmung und Resignation, gegen Ausgrenzung und Versäulung. Und ehe wir daran gehen, die diakonischen Konsequenzen zu benennen, wollen wir – zumal in der Reformationsdekade – zwei reformatorische Grundüberzeugungen zur Inklusion festhalten: Zum ersten – Gott kommt in Ohnmacht und Schwachheit in die Welt, um bei uns zu sein in unserer Schwachheit. Der Gott, der sich seiner Allmacht entledigt, wartet darauf, dass wir das Schwache und das aussichtslos Erscheinende, auch das Schwierige hineinnehmen in unser Leben, es inkludieren. Außerdem – auch die Stärksten sind irgendwann im Leben schwach – frühestens am Anfang des Lebens, spätestens am Ende, häufig auch irgendwann zwischendurch.

Den zweiten reformatorischen Gedanken zur Inklusion hat Paulus so beschrieben: „Durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin“ (1. Kor. 15,10). Mein Leben und das Leben der anderen ist geschenktes und verdanktes Leben. Es verdankt sich einzig der Gnade Gottes. Ohne Verdienst und Leistung gerecht aus Gottes Gnade – so sagt es der Römerbrief. Jedes Menschenleben ist Leben aus Gottes Hand, unendlich wertvoll, mit Würde begabt. Unsere Leistungsskalen können daran nichts ändern. Allein aus Gottes Gnade, sola gratia, bist du, was du bist. Das musst du dir nicht verdienen. Das bleibt dir, so oder so. Daher meine **erste These: Gottes Inklusion ist diakonisches Maß.**

II

Am Anfang des Themenjahres „Reformation und Politik“ gibt es keine hellere, keine anstößigere, keine die Welt mehr verändernde Einsicht. Wie bedeutsam diese Einsicht ist, war mir am Sonntag in der Stiftung Scheuern – anlässlich der Verabschiedung von Direktor Bahlmann – wieder bewusst: 1500 Menschen wurden zwischen 1941 und 1945 abtransportiert und sind nicht zurückgekehrt. 28 Menschen konnten gerettet werden. Heino Falcke aus Erfurt hat unsere Aufgabe so beschrieben: „Wer sich von Gott bedingungslos angenommen weiß, wird frei, Vorurteile zu durchbrechen und sich gerade denen zuzuwenden, die von seinem Kollektiv, seiner Gemeinde oder Gesellschaft abgelehnt werden“ (Christus befreit – darum Kirche für andere, Dresden 1972). Heino Falcke verbindet damit beide reformatorischen Gedanken: Weil Gott in Schwachheit kommt, weil wir uns alle ohne Ausnahme der Gnade Gottes verdanken, sind wir frei, Gottes Inklusion zu leben und jeder Exklusion zu wehren.

Wenn Gottes Inklusion diakonisches Maß ist, bleibt uns zunächst, die Sehnsucht nach gleichberechtigter Teilhabe in unserer Gesellschaft wahr- und ernst zu nehmen. So lautet meine **zweite These: Die Sehnsucht nach Angenommensein und nach Zugehörigkeit wahrzunehmen ist diakonische Berufung.** Da fällt mir Inga Beier ein. Jahrzehnte ist es her. Bei unserer Mutter lernte sie Haushaltsführung. Auch Fragen des Lebensalltags konnte sie im Gespräch mit unserer Mutter klären. Inga war damals etwa dreißig Jahre alt. Sie war geistig zurückgeblieben, „kleinwüchsig“ wie man damals sagte, etwa 1,50m groß. Das Sozialamt wusste in den 70er-Jahren nicht wohin mit Inga – und steckte sie zunächst in ein Altersheim. Von ihren Eltern keine Spur.

Dann lernte Inga Karl-Heinz kennen, spastisch gelähmt, deutlich älter, auf den Rollstuhl angewiesen. Sie verliebten sich und heirateten – das war damals fast ein Skandal. Karl-Heinz war ein Fachmann in Haushaltsführung. Sie bezogen eine behindertengerechte Wohnung – eine Sensation zu dieser Zeit. Und sie düsten in einem motorisierten Krankenrollstuhl durch den Berliner Grunewald. Ihr gemeinsamer Weg – so wenig konzeptionell er war – wurde ihnen zum Segen.

III

Auch dies soll heute nicht verschwiegen werden: **Inklusion ist ein Protestwort gegen Exklusion, Protest gegen Ausgrenzung. Das ist die dritte These.** Ich denke an die Streichung der Bundesmittel für Beschäftigung und Qualifizierung vom Menschen mit Handicap oder, wie man ministeriell sagt, mit Vermittlungshemmnissen. Die Geschichten der Betroffenen sind uns vor Augen: Etwa Bernd L., Jahrgang 1963, Metallschlosser in einem großen Unternehmen für 21 Jahre, dann wegen Betriebsaufgabe zunächst arbeitslos, anschließend Maschinenbauer für 5 Jahre, gesundheitliche Einschränkungen, Arbeitslosigkeit, zwischendurch tätig bei Zeitarbeitsfirmen. Durch die öffentlich geförderte Beschäftigung hat er 2012 wieder einen Job gefunden – nach langer Arbeitslosigkeit. Ja, es geht um Selbstvertrauen, häufig auch um Schuldenabbau, um psychische Stabilität – eben um Beteiligung am gesellschaftlichen Leben.

Wir sehen: Es sind Menschen, etwa eine halbe Million, die auf dem ersten Arbeitsmarkt kaum zu vermitteln sind, die gesundheitlich beeinträchtigt sind oder dauerhaft sozialpädagogische Begleitung brauchen. Die sozialen Integrationsleistungen, die unsere Beschäftigungsträger erbringen, müssen als solche anerkannt und gefördert werden. Die Instrumentenreform ist eine Katastrophe für die betroffenen Menschen, sozusagen eine politisch gewollte Exklusion auch eines bestimmten Bereiches sozialer Arbeit. Die Perspektivlosigkeit der Langezeitarbeitslosen wird dadurch verfestigt – weil man nur in Menschen investieren möchte, bei denen es sich ökonomisch lohnt.

Wir als Diakonie bleiben bei unserem Grundsatz: Wir brauchen öffentlich geförderte Beschäftigung – existenzsichernd, sinnstiftend, mit individueller Förderung. Inklusion hat ihren Preis. Das Wirtschafts- und Sozialwort der Kirchen hat es vor sechzehn

Jahren auf den Punkt gebracht: Erwerbsarbeit ist der wichtigste Zugang zu gesellschaftlicher Teilhabe. Sie kann sinnstiftend sein und stärkt soziale Beziehungen.

Ein gutes Beispiel sind wir selbst, wenn wir uns auf einem Fest bewegen und uns vorstellen. Die erste Frage unter Fremden richtet sich nicht auf den Familienstand, sondern auf die Berufstätigkeit: „Was machen Sie beruflich?“ Die Gespräche – und ob wir drinnen oder draussen sind – entscheiden sich zuerst und vor allem an dieser Frage.

IV

Die Besonderheit der UN-Behindertenrechtskonvention von 2006 liegt darin, die Ansprüche auf Selbstbestimmung, auf Diskriminierungsfreiheit und gleichberechtigte Teilhabe rechtsverbindlich zu machen. Daher lautet meine **vierte These: Inklusion bedeutet das Einklagen von Rechten**. Dabei spielt der Gedanke des Empowerment von Menschen mit Behinderung eine große Rolle. Aber – das ist nun das eigentlich Neue – das Bewusstsein der eigenen Würde ist nicht nur eine Sache der inneren Einstellung, sondern muss durch gesellschaftliche Lebensbedingungen gestärkt werden. Das heißt im Umkehrschluss: Die Erfahrung gesellschaftlicher Ausgrenzung gab den Impuls für die Behindertenrechtskonvention – und den „Nationalen Aktionsplan der Bundesregierung zur Umsetzung“, der seit 2009 in Kraft ist.

V

Darin liegt der Unterschied zum Begriff „Integration“: Integration meint die Eingliederung von Menschen mit unterschiedlichen Behinderungen in die bestehende Gesellschaft. Daher meine **fünfte These: Inklusion meint eine veränderte Gesellschaft, in der die Voraussetzungen geschaffen werden, damit unterschiedlichste Menschen als Normalität angesehen werden**. Deswegen müssen wir uns mit der Frage konfrontieren: Wie steht es um den Bewusstseinswandel und die Neugestaltung in Deutschland? Oder sehen wir die bestmögliche individuelle Förderung von Menschen mit Behinderung weiterhin eher in für sie aufgebauten Sonderwelten?

VI

Immerhin – die Eingliederungshilfe hat sich seit einigen Jahren weiterentwickelt. Die Arbeits- und Sozialministerkonferenz (ASMK) will die Grenzen zwischen stationären

und ambulanten Unterstützungsleistungen aufheben. Meine **sechste These schließt daran an: Stärkere Personzentrierung der Hilfen ist der neue Trend in der Finanzierung. Für die Mitarbeitenden ist dies natürlich ein alter Hut. Personzentrierung und Dezentralisierung können nur gelingen, wenn das Gemeinwesen Menschen mit Behinderung einbezieht.** Wenn Teilhabemöglichkeiten am Ort entwickelt werden – am Leben, Wohnen und Arbeiten. Quartiersentwicklung und Barrierefreiheit sind die Perspektiven, um Menschen in einer Kommune zusammenwachsen zu lassen.

Wir stehen also vor zwei Aufgaben: Wir müssen beschreiben wollen, was aus diakonischer Sicht einen inklusiven Sozialraum ausmacht. Da werden wir, wenn wir Inklusion meinen, auch die Vielfaltsfähigkeit unserer Gesellschaft im Ganzen mitdenken müssen. An meinem einen Beispiel habe ich ja gezeigt: Inklusion betrifft nicht nur Menschen mit Behinderung, sondern auch die Wertschätzung in der Arbeitsgesellschaft und die Überwindung von Ausgrenzungsmechanismen in jedweder Hinsicht – gegenüber Flüchtlingen ebenso wie gegenüber unterschiedlichen sexuellen Orientierungen. Und zweitens ist unsere Aufgabe, die Schritte, die Handlungsstrategien zu beschreiben, die wir in einem gemeinsamen Prozess gehen wollen.

VII

Bei aller Euphorie über erste Annäherungen zu Inklusion in Deutschland möchte ich Wasser in den Wein gießen. In vieler Hinsicht wird „Inklusion“ als schlechte Integration betrieben – von der Eingliederungshilfe bis zur Abschaffung von Sonderschulen. Kinder mit besonderem Förderbedarf kommen in die Regelschule, wo sie kaum gefördert werden. In dieser Hinsicht teile ich die Skepsis von Stefan Sell aus Koblenz. Daher die abschließende **siebte These meines Impulses: Inklusion beginnt in den Köpfen und Herzen, muss politisch gewollt sein – und kostet Geld.** Um im Bild von Stefan Sell zu bleiben: Manchmal ist man als Tiger gestartet und als Bettvorleger gelandet. Die Unterfinanzierung der inklusiven Bildung ist ein Beispiel.

Also, seien wir wachsam und auf der Hut. Inklusion kostet vor allem Arbeit. Bei der Trauerfeier für Helmut Simon am 4. Oktober hat Bischof Klaus Engelhardt dies noch einmal zum Ausdruck gebracht durch Römer 14, wie Helmut Simon es gewünscht hat: „Das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken, sondern Gerechtigkeit und Friede

und Freude in dem Heiligen Geist“. Ja, Jesus hat gewiss nicht von Honig und Marmelade geredet, sondern vom Salz und vom Licht. Ihr seid es – Salz der Erde, Licht der Welt! Ein Zuspruch, der uns hoffnungsvoll in die Pflicht nimmt. Das hat zur Konsequenz: Beliebigkeit und Gleichgültigkeit sind das Gegenteil von Inklusion. Gottes Inklusion der Vielfalt der Menschen bleibt unser Maß. Weil wir uns alle ohne Ausnahme der Gnade Gottes verdanken. Deswegen können wir ohne Barrieren und ohne Ängste verschieden sein – und zusammenleben, nicht nebeneinander oder gar gegeneinander, sondern miteinander. Ganz im Sinne der Worte von Hans Manz:

Für uns
sind die Andern anders.

Für die Andern
sind wir anders.

Anders sind wir,
anders die Andern,
wir alle Andern.